

In Schnepfenthal

Ein freundlicher Hinweis unseres Mitglieds Herrn Dr. Heinz Braun (Göttingen) führt uns in das einzige aus der Zeit der Aufklärung überlebende Philanthropinum, die 1784 von Christian Gotthilf Salzmann gegründete und noch heute bestehende Erziehungsanstalt in Schnepfenthal bei Waltershausen (zwischen Gotha und Schmalkalden). An dieser Anstalt hat Joh. Chr. Guthsmuths, der Erzzvater des deutschen Turnens und der deutschen Gymnastik, als Turnlehrer gewirkt. Heute unterrichtet eine ständige Ausstellung von Archivalien den Besucher über die Geschichte der Schule. Man sieht ein altes Gästebuch, in dem auf einer Seite die Eintragung des Turnvaters Jahn und, in der hier wiedergegebenen Anordnung, die Namen von

Hofrätthin
Schopenhauer
Professor Fernow

aus Weimar
d. 24. May 1807

sich zusammenfinden.

Der Anlaß, der die Mutter Arthur Schopenhauers mit ihrem Freund, dem Kunstgelehrten und Hofbibliothekar Carl Ludwig Fernow, nach Schnepfenthal geführt hat, steht im engen Zusammenhang mit einer entscheidenden Wende im Leben ihres Sohnes. Der Neunzehnjährige saß damals, dem Wunsch seines verstorbenen Vaters folgend, noch im Comptoir des Handelsherrn und Senators Jenisch in Hamburg, um sich auf den Beruf eines Kaufmanns vorzubereiten. Er fühlte sich völlig fehl am Platze. Mißmut und Hoffnungslosigkeit bedrückten ihn, er glaubte, daß es bereits zu spät sei, noch einen gelehrten Beruf anzustreben. In Briefen an seine Mutter, die in Weimar den ihr gemäßen Kreis gefunden hatte, gab er seinen Klagen über seinen verfehlten Daseinszweck Raum. Ein Brief vor allem, vom 28. März 1807, ließ die Mutter aufhören. Sie las die bewegenden Stellen daraus ihrem Freunde Fernow vor und

bat ihn um seine Meinung. Fernow ertheilte in einem eingehenden Gutachten seinen Rat: Noch sei keine Zeit verloren, der junge Mann werde bei seiner Allgemeinbildung, seinen Sprachkenntnissen, die alten Sprachen in zwei Jahren erlernen und die Reife zum Universitätsstudium erlangen können. Am 28. April sandte Johanna dieses Gutachten ihrem Sohne zu und stellte ihm die Entscheidung anheim. Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Am 14. Mai konnte die Mutter ihn dazu beglückwünschen, zugleich tat sie die ersten Schritte, um seinen Berufswechsel und seine Übersiedlung in die Wege zu leiten. Sie gedachte Arthur in Gotha „in das Haus eines der vielen vortrefflichen Schulgelehrten“ zu bringen, die dort sind . . . „Ich werde Ende der künftigen Woche mit Fernow hinüberfahren und sehen, wie und wo ich Dich dort anbringe.“ Ein kurzes Schreiben vom 19. Mai nennt als Reisetag den Freitag (22. Mai). Die Eintragung ins Gästebuch von Schnepfenthal zeigt, daß dieser Termin eingehalten wurde. Spielte Salzmanns Internat bei Johannas Planungen für ihren Sohn irgendeine Rolle? Oder war Schnepfenthal für die spätere Reiseschriftstellerin nur eine beiläufig mit einbezogene Sehenswürdigkeit? Ein Brief, den Fernow am 11. Juni 1807 seinem Freunde Gerhard von Kugelgen schrieb, spricht für die zweite Annahme. Fernow erzählt von seinem vier oder fünf Tage währenden Aufenthalt in Gotha: von dem eigentlichen Zweck der Reise spricht er nicht, nur von den Bildern, die er dort gesehen habe (Johanna Schopenhauer: Carl Ludwig Fernows Leben 2. Teil. In: Sämtliche Schriften, Lpz. 1830, S. 176). Man blieb jedenfalls bei Gotha, wo Johanna mit bekannten Lehrern des Gymnasiums Illustre die nötigen Vereinbarungen für Unterkunft und Privatunterricht getroffen hat. Und nun ging alles rasch voran. Schon Ende Mai konnte Arthur über Kassel nach Weimar abreisen, um sich nach kurzem Aufenthalt bei der Mutter in Fernows Begleitung nach Gotha zu begeben.

Von Schnepfenthal ist nur noch einmal in einem späteren Brief die Rede. Arthur hatte sich über die Knauserigkeit seines Hauswirts, des Philologen Lenz, beklagt, der ihm nur Wasser zu trinken gab, kein Bier, keinen Wein. In Schnepfenthal, erwiderte Johanna (15. Juli 1807), bekämen sogar die kleineren Zöglinge Wasser und Wein, er solle sich nur beschweren. *ab.*

Sir Andrew Marbot. Ein unbekannter früherer Schopenhauer-Kenner?

Im Oktober 1822 — so Wolfgang Hildesheimers „Biographie ‚Marbot‘“ — berichtet Schopenhauer aus Florenz an Friedrich Osann über seine Begegnung mit einem „äußerst angenehmen jungen Engländer von remarkablem Verstand“. Und dieser junge Engländer — Sir Andrew Marbot — schreibt an seinen ehemaligen Erzieher van Rossum:

„Unser Gespräch ging zunächst über Kunst, und er fragte mich, ob ich Künstler sei. Nein, sagte ich, aber ich wäre es gern. Da hätte ich recht, sagte er, denn die Künstler seien die einzigen, die, ohne es vielleicht zu wissen, die Welt verstehen, indem sie das interesselose Anschauen pflegen. Ich wußte zuerst nicht, was er meinte, aber später verstand ich, daß der Künstler kein Interesse habe, sich sein Objekt oder die Welt überhaupt anzueignen, sondern sie ideal darzustellen. Nur der wahrhaft große Künstler, sagte er, könne die ewigen Ideen der Schöpfung erfassen. Ich sagte, wenn ihn die Schöpfung als Gegenstand der Künste erfreue, dann müsse er doch wohl mit ihr einverstanden sein. Er blieb stehen und sagte lachend: ‚Nein, so einfach, mein junger Freund (er ist vielleicht fünfzehn Jahre älter als ich), ist es nicht. Lesen Sie mein Werk! Dann wollen wir uns weiter darüber unterhalten.‘ Ich versprach es und werde es auch tun (. . .)“ (S. 141).

Schlägt man daraufhin in Schopenhauers Gesprächen, den Briefen und Arthur Hübschers Bibliographie nach, so stellt man konsterniert fest, daß nichts von einer ähnlichen Begegnung berichtet ist: Eine bedauerliche Lücke, eine sensationelle Neuentdeckung gar — lange vor John Oxenforde's wichtigem Votum für Schopenhauer in der „Westminster Review“?

Mitnichten. Wolfgang Hildesheimer, immer wieder mit Fälscher- und Fälschungsgeschichten („Lieblose Legenden“, „Begegnung im Balkan-Express“, „Paradies der falschen Vögel“), aber auch mit authentischen Biographien („Mozart“) befaßt, hat hier eine fiktive „Biographie“ entworfen, die allerdings — und das ist im Gegensatz zu den früheren Geschichten irritierend genug — die Grenze zwischen Kunst und Wirklichkeit, Phantasie und Geschichte nicht bloß verwischt, sondern aufhebt, und zwar so eindrucksvoll und historisch überzeugend, daß der verunsicherte Leser schließlich zur „Encyclopaedia Britannica“ und anderem mehr seine Zuflucht nehmen muß, wenn er das Rätsel definitiv lösen will.

Marbot also — das ist in Hildesheimers fiktiver „Biographie“ der privilegierte Nachfahre eines alten englischen Adelsgeschlechtes, den keines seiner Vorrechte und keiner seiner Vorzüge zu einem glücklichen Menschen machen kann; das ist — auf dieser Erlebnis-Basis — der Gesprächspartner des Opium-Essers Thomas de Quincey, des skandalierenden Byron, des grämlichen Leopardi, des „Olympiers“ Goethe, des unglückseligen Platen und eben Schopenhauers, den Marbot zwar erst spät liest, aber sogleich, trotz der Erneuerung einiger Klischees, die der „Biograph“ ihm in den Mund legt (S. 140 f.), in seiner exzeptionellen Bedeutung als „erleuchteten Pessimisten“ (S. 142) erkennt.

Die auf die Auseinandersetzung mit Schopenhauer zurückgeführten oder in ihr bestätigten bzw. veränderten Einsichten Marbots beziehen sich auf das Verhältnis der Kunst zu den Ideen (S.